

Es schneite noch immer, als ich ein paar Stunden später mit der toten Elster im Gepäck aus dem Haus trat. Ich ging vor zum Donaukanal, und unter einem schneebedeckten Fliederbusch fand der geräucherte Vogel schließlich seine letzte Ruhestätte. Würmer, Insekten, Ratten und andere Tiere würden ein Festmahl abhalten, und wenn im Frühjahr der Strauch sein Blätterkleid mit duftenden Blüten zu schmücken begann, würden höchstens noch Knochenreste an sie erinnern. Komischer Vogel du, erwartest du nun eine Grabrede von mir? Du Fluchbelastete, Diebin, Seelenräuberin du! Was hab ich dir getan, dass du mir nach Leib und Seele trachtest? Was lässt du dich mit dem Pferdefüßigen ein? Was versprichst du dir von der Gunst verstaubter Göttinnen? Was forderst du die Musen heraus? Und warum singst du keine Klagelieder, wenn man es von dir erwartet? Jetzt siehst du, wo dich das hingebracht hat. Amen.

Ich fegte mir den Schnee vom Mantel und ging langsam ein Stück am Ufer entlang. Mit jedem Atemzug versuchte ich, so viel Sauerstoff wie möglich in meine Lungen zu pumpen. Bei der nächsten Brücke verließ ich den Uferweg und stapfte über die tief verschneite Treppe zur Straße hinauf. Oben angekommen, wurde ich von einem Soldaten angehalten, der nach meinem Ausweis verlangte. Seit dem Anschlag auf den Hauptbahnhof glaubte man, die Stadt durch Straßensperren und Polizeikontrollen schützen zu können. Nach einem missglückten Attentat auf den Weihnachtsmarkt Anfang Dezember hatte man Polizei- und Militärpräsenz nochmals verstärkt, und der Ausnahmezustand, der bis heute, da ich diese Zeilen schreibe, nicht aufgehoben wurde, begann sich langsam auf den Straßen und in den Köpfen einzunisten.

In der Mitte der Marienbrücke stand ein Panzer, der Schnee nahm ihm etwas von seinem kriegerischen Gehabe. Das Geschützrohr zeigte auf diese Seite des Flusses und damit auch auf mich – offensichtlich war klar, von wo der Feind kommen würde. »Mit Sicherheit für unsere Freiheit«, versprach ein Schild an der Sperre. Der Soldat, die linke Hand am Gewehrlauf, hielt meinen Führerschein in der rechten. Was haben Sie am Ufer gemacht? wollte er wissen. Ein zweiter stand unbeteiligt neben ihm und starrte an mir vorbei ins Feindesland. Sollte ich den beiden beichten, dass ich eine Leiche losgeworden war? Oder ihnen sagen, dass es sie nichts angehe? Einen Spaziergang, sagte ich. Er ließ noch ein paar Blicke zwischen meinem Ausweis und mir hin- und hergleiten, bevor er ihn mir wortlos mitsamt meiner Freiheit wieder aushändigte.

Ich ließ das Flussufer hinter mir. Wahrscheinlich machte ich irgendetwas falsch, denn mit Gewehr und Panzer im Rücken fühlte ich mich weder frei noch sicher.

Linde winkte mir zu, als ich an einem der Schaufenster des Diwan vorbeiging. Sie stand beim Obstregal und unterhielt sich gerade mit einer Kundin. Sie und ihr Mann Marwan hatten den Diwan, einen auch an Wochenenden und Feiertagen geöffneten Lebensmittelladen mit kleinem Café, vor gut zwanzig Jahren im Erdgeschoss unseres

Hauses gegründet. Die beiden waren mittlerweile die einzigen Menschen, mit denen ich regelmäßig Kontakt hatte.

Linde war noch immer ins Gespräch vertieft und schickte nur ein Lächeln herüber, Marwan war nicht zu sehen. Ich kaufte Brot und Käse und Oliven und eine Packung Butterkekse und trat an die Kasse. Als ich letztere vor Marwans Neffen Karim auf den Ladentisch legte, zögerte ich. Hatte ich nicht erst am Tag davor welche gekauft? Meine Hände begannen wieder zu zittern. Und dann fiel es mir ein: Ich hatte die gleichen Kekse tags davor unter Hannas Bett hervorgeholt, zusammen mit all den anderen dort verstaute Lebensmitteln. Und im selben Augenblick, als ich dieses Bild vor meinem geistigen Auge sah, verstand ich Judiths Frage: Warum hast du mir mein Essen weggenommen? Sie musste also schon vorher in der Wohnung gewesen sein und, aus welchem Grund auch immer, die Essensvorräte in Hannas Zimmer angelegt haben. Ich bezahlte und verabschiedete mich mit dem beunruhigenden Gefühl, dass jemand, auch wenn es nur ein Kind war, sich heimlich Zugang zu meiner Wohnung verschafft hatte.

Auf halbem Weg in den letzten Stock fiel das Licht im Treppenhaus aus. Ich tastete mich vorsichtig ein paar Stufen weiter und drückte auf den nächsten Lichtschalter. Vergeblich. Die Leitungen im Haus waren veraltet, vielleicht war der Strom aber auch wegen der Sonnenstürme oder der starken Schneefälle der vergangenen Tage ausgefallen.

Auch in der Wohnung gab es kein Licht. Nachdem ich Schuhe und Jacke ausgezogen hatte, ging ich langsam in der Dunkelheit Richtung Küche.

Und dann hörte ich plötzlich Geräusche. Mein Herz, das vom Aufstieg ohnehin schneller schlug, begann zu rasen. Da war ein leises Rascheln, man hörte das gedämpfte Schließen einer Tür, dann wieder Rascheln. Ich tastete mich langsam in Richtung der Geräusche weiter. Sie schienen aus dem Kinderzimmer zu kommen. Als ich die Türschwelle erreichte, sah ich vor dem Fenster eine Silhouette vorbeihuschen. Ich wich unwillkürlich zurück. Ich zog das Telefon aus der Westentasche und schaltete die Taschenlampen-Funktion ein. Dann trat ich vor, streckte den Arm aus und richtete das Licht ins Kinderzimmer. Und im Lampenschein stand Judith vor dem Kleiderschrank und hielt sich geblendet die Hände vor die Augen.

Was ... was ... was machst du hier? stammelte ich entgeistert. Wie bist du hereingekommen? Was soll das? Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass der Boden unter meinen Füßen vibrierte. Du wiederholst dich, sagte Judith trocken. Du hast mir mein Essen weggenommen. Und du blendest mich. Ich richtete den Lichtstrahl zu Boden. Diesmal wusste ich mit Sicherheit, dass ich die Wohnungstür abgeschlossen hatte. Aber vielleicht hatte Judith die Wohnung am Morgen gar nicht verlassen, vielleicht hatte sie sich doch irgendwo versteckt. Aber warum sollte sie das tun? Die Schmerzen in meinem Kopf waren wieder stärker geworden, die Vibrationen aus dem Boden – ein tiefes Brummen, mehr zu spüren als zu hören, als wirkte irgendwo in den Tiefen des Hauses eine große

Maschine – erfassten meinen ganzen Körper. Noch mal: Was tust du hier? Und was willst du von mir? Judith wich ein Stück zurück und kam direkt vor dem Kleiderschrank zu stehen. Nichts, sagte sie. Sie sah plötzlich verändert aus. Tiefe Furchen und bedrohlich wirkende Schatten hatten sich in ihr Kindergesicht gegraben und ließen es älter erscheinen. War es nur das Licht von unten? Spielten mir wieder meine Augen einen Streich?

Mir kam ein Verdacht. Was ist in dem Schrank hinter dir? Judith wich noch einen Schritt zurück und presste sich an die Tür. Nichts, antwortete sie. Ich streckte die Hand nach dem Türgriff aus. Als ich daran zog, stemmte sie sich mit ihrem ganzen Gewicht dagegen. Ich musste an Hanna denken. Genau an dieser Stelle hatte ich mit meiner Tochter kurz vor ihrem Tod gerauft: Sie hatte im Streit ihrer besten Freundin ein Plüschtier weggenommen und es – wie ich richtig vermutete – im Schrank versteckt. Auch sie hatte sich verzweifelt gewehrt und ungeahnte Kräfte entwickelt, sie hatte mich sogar gebissen, bevor sie schließlich weinend zusammengebrochen war. Lass ab, warnte ich nun mich selbst. Ich hatte Hanna damals zu hart angefasst, ein paar Tage später war sie tot. Und das schlechte Gewissen, ihr so kurz vor ihrem Tod irgendetwas anderes als die größtmögliche Liebe geschenkt zu haben, plagt mich bis heute. Lass ab, sagte ich mir wieder, doch irgendetwas an Judiths Gesichtsausdruck forderte mich genauso heraus, wie es meine Tochter damals getan hatte. Mit einem Ruck riss ich schließlich die Schranktür auf.

Im schwachen Licht der Telefonlampe entdeckte ich einige von den Lebensmitteln, die am Tag davor unter dem Bett gewesen waren. Judith musste sie wieder aus der Küche geholt und zwischen Hannas Kleidern versteckt haben. Irgendetwas Zähflüssiges tropfte aus einem der Fächer. Ich erkannte ein Glas Honig, das auf einem T-Shirt lag und offenbar nicht ganz dicht verschlossen war.

Ich stellte es auf, dann ließ ich die Tür langsam zugleiten. Ich bin ein freundlicher und geduldiger Mensch, sagte ich zu Judith, die am Boden vor dem Schrank saß, und ich liebe Kinder. Aber was zum Teufel soll das? Was sind das für seltsame Spiele?

Im Licht der Taschenlampe sah ich plötzlich Tränen auf ihren Wangen aufblitzen. Mein Zorn war, kaum aufgestiegen, schon wieder verflogen. Ich hockte mich vor sie hin, strich ihr über den Kopf und sprach beruhigend auf sie ein. Hast du Hunger? Sie schüttelte den Kopf. Durst? Sie nickte. Komm, sagte ich und streckte ihr die Hand hin. Nach kurzem Zögern griff sie danach und ließ sich von mir aufhelfen und aus dem Zimmer führen. Seit Hannas Tod hatte ich keine Kinderhand mehr in der meinen gespürt. Es fühlte sich schmerzhaft und großartig zugleich an.

Willst du nicht den Mantel ausziehen? fragte ich an der Schwelle zur Küche. Ich ließ ihre Hand los und streckte die meine helfend nach dem Kragen aus, als sie so plötzlich zur Seite wich, dass ich erschrak. Sie blickte mich an, als hätte ich sie zu schlagen versucht, und hielt die Arme fest vor der Brust verschränkt.

Zumindest die rote Mütze nahm sie ab, als wir dann bei Kerzenschein am Küchentisch saßen und Tee tranken. Draußen tanzten die Schneeflocken durch die Lüfte, drinnen die Schatten über die Wände. Bist du sicher, dass du nichts essen möchtest? Sie schüttelte erneut den Kopf. Natürlich hätte ich gern gewusst, warum sie dann Essen beiseiteschaffte, doch ich wollte an dieser Stelle nicht weiter in sie dringen.

Ich heiße León, stellte ich mich vor. Und du? Das ist ein komischer Name, meinte Judith, ohne meine Frage zu beantworten. Ich nickte. Meine Mutter nannte mich so, weil ich in León in Spanien geboren wurde. Und das noch dazu kurz vor Weihnachten. Das heißt auf Französisch Noël, also León rückwärts gelesen. Aber ich hatte noch Glück. Ich hätte auch in Valladolid oder Zaragoza zur Welt kommen können, versuchte ich sie aufzuheitern. Oder in Wanne-Eickel oder Dnepropetrowsk. Klingt noch komischer, oder? Sie nickte mit ernstem Gesicht. Mein Name ist ..., sagte sie so leise, dass ich sie nicht verstand. Du musst ein bisschen lauter sprechen, bat ich. Ich höre leider schlecht auf dem linken Ohr. Als sie den Namen wiederholte, hallte er dafür umso lauter in meinem Kopf wider wie ein mehrfach am Fels gebrochenes Echo. Judith. Judith. Judith. Das Echo vermischte sich mit dem tiefen Dröhnen, das noch immer zu hören und zu spüren war. Der Name wollte mir, so kam es mir jedenfalls vor, irgendetwas sagen. Mich auf etwas hinweisen. Doch ich verstand nicht, worauf. Sie wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht, in dem noch immer die Tränen standen. Meine Hände tasteten in den Hosentaschen vergeblich nach einem Taschentuch.

Ist alles wieder in Ordnung mit deinen Eltern? Sie blickte zu Boden. Haben sie ... du hast gemeint, sie hätten dich weggeschickt? Sie nickte. Aber warum bist du dann hier und sie sind weg? Sie zuckte mit den Schultern. Täuschten mich meine Augen erneut – oder ahmten die Schatten an der Wand ihre Bewegung erst mit einiger Verzögerung nach? Sie sind auch fort, antwortete sie. Und warum haben sie dich weggeschickt? Ich war schlimm, sagte sie, ohne mich anzuschauen. Vielleicht kann ich mit ihnen reden, wenn sie zurückkommen, schlug ich vor. Möchtest du das? Sie zuckte erneut mit den Schultern und ihr träger Schatten mit ihr. Und murmelte etwas, das ich nicht verstand. Ich dachte an die Asylwerber im Haus. Und an die Zeitungsberichte über Kinder und Jugendliche, die auf der Flucht ihre Eltern verloren hatten oder selbst als vermisst galten. Aber vielleicht waren Judiths Eltern einfach nur zur Arbeit oder einkaufen gegangen. Oder sie hatten Amtswege oder Arztbesuche zu erledigen. Sie kommen sicher bald zurück, versuchte ich sie zu trösten. Sie blickte auf und hing plötzlich an meinen Lippen. Glaubst du? Bestimmt, versicherte ich. Aber in der Buchhandlung sind sie auch nicht. Nun hing *ich* an ihren Lippen. In welcher Buchhandlung denn? Na in der Buchhandlung von meinem Papa und meinem Opa. Unten im Erdgeschoss.

Buchhandlung. Das Wort hallte in mir nach wie zuvor der Name Judith. Ich wusste, dass es da, wo sich heute der Diwan befindet, früher eine Buchhandlung gegeben hatte. Aber die gibt es doch schon seit mehr als fünfundzwanzig Jahren nicht mehr, wandte ich

ein. Meine Stimme klang wie abgeschnürt. Judith schwieg.

Etwas in mir – mein Herz vielleicht oder auch meine Seele – verstand in diesem Augenblick, was mein Verstand nicht verstehen wollte. Er setzte sich mit aller Macht zur Wehr und tut es auch heute noch, da ich über diese Ereignisse berichte. Judith, so überlegte ich, war wahrscheinlich eine Enkelin des letzten Besitzers der Buchhandlung. Ich erinnerte mich an den großen, wortkargen Mann, ich erinnerte mich an seine dicke Brille und das Knarren seiner Beinprothese, wenn er auf der Suche nach einem bestimmten Buch zwischen den Regalen verschwand. Als Jugendlicher hatte ich mich ein wenig vor ihm gefürchtet, bis mir klar wurde, dass er meist sehr genau wusste, was ich lesen wollte, konnte und sollte. Ich kramte in meinen Erinnerungen auf der Suche nach seinem Namen, doch mein Kopf war offenbar zu sehr in Unordnung geraten und spielte das Spiel nicht mit. Ich erinnerte mich auch an den Tag, an dem er die ausgeräumte Buchhandlung abgesperrt hatte und ohne sich umzudrehen in sein Rentnerdasein davongehinkt war. Benedikt, platzte es plötzlich aus mir heraus. Heißt du Benedikt mit Familiennamen? Judith zog die Augenbrauen zusammen. Wie kommst du denn auf die Idee? Hieß dein Großvater Benedikt? Oder dein Urgroßvater? Sie schüttelte den Kopf. Die Kerzen auf dem Tisch flackerten stärker und ließen ihren Schatten mit noch mehr Verzögerung über die Wände huschen. Du stellst komische Fragen, sagte sie. Wie heißt du denn dann? fragte ich ungeduldig. Klein natürlich, antwortete sie.

Klein. Natürlich. Klein, so wusste ich, hießen Vater und Sohn, die die Buchhandlung kurz nach dem Ersten Weltkrieg gegründet und viele Jahre geführt hatten. Klein, so hieß auch die Familie, die einst in meiner Wohnung zu Hause gewesen war. Klein, so hießen Max und seine Schwester Lena, die ich vor mehr als zwanzig Jahren in ihrer neuen Heimat kennengelernt hatte. Erlaubte sich jemand einen schlechten Scherz mit mir? Oder schickte jemand sein Kind mit bösen Absichten vor? Aber welche Absichten – auch wenn man tagtäglich vergiftet wird mit Geschichten über Menschen, die nur das Schlechteste von einem wollen – sollten das sein? Klar, es konnte auch eine zufällige Namensgleichheit sein, denn der Name Klein war ja kein seltener Name. Doch ich wusste, dass es auch eine Judith Klein gegeben hatte: Max und Lena hatten mir Fotos von ihrer jüngsten Schwester gezeigt. Und natürlich gab es da auch noch die andere Judith, die nicht nur Max' Enkelin, sondern auch meine erste große Liebe gewesen war. Vielleicht war die Judith, die nun vor mir saß, eine Urenkelin von Max oder Lena. Das war der letzte, wenn auch halbherzige Versuch meines Verstandes, sich aufzubäumen wider besseres Wissen. Sich verzweifelt an den Rettungsring zu klammern, um nicht in die bodenlose Tiefe gezogen zu werden. Denn ich wusste, dass es eine solche Urenkelin nicht gab. Jedenfalls nicht mit diesem Namen.

Ich stand auf. Komm, sagte ich, ich muss dir etwas zeigen. Judith ließ sich bereitwillig an der Hand nehmen. Im selben Augenblick, als wir ins Arbeitszimmer traten, ging im Haus gegenüber in einigen Fenstern das Licht an. Ich drückte auf den Schalter, auch hier gab es wieder Strom.